

Recensionen und Referate.

Gesundheit und Glück. Von Dr. Nik. Seeland. Dresden-Neustadt.
Verlag der diätetischen Heilanstalt. 1896.

Ein äusserst originelles, interessantes und theoretisch wie praktisch lehrreiches Werk! Der Grundgedanke desselben ist kurz folgender: Unsere moderne Culturwelt befindet sich in einem unnatürlichen, durch die gekünstelte Lebensweise verschuldeten krankhaften und daher mehr oder weniger unglücklichen Zustande. Körperliches und sittliches Elend nimmt damit immer mehr zu. Das einzige Mittel, um würdigere und bessere Zustände herbeizuführen und darüber hinaus die Menschheit einer höheren Cultur- und Glücksstufe zuzuführen, ist die Rückkehr zu einer einfacheren, naturgemässeren Lebensweise. Dabei ist der Vf. weit davon entfernt, Glück, Cultur, Fortschritt rein nach körperlichem Wohlbefinden zu bemessen. Er betont freilich sehr stark das Capital an Nervenkraft, welches von den Vorfahren ererbt, oder vom Individuum erworben, erhalten und vermehrt werden muss; bei dem innigen Zusammenhange von Körperlichem und Geistigem ist ja der Nervenzustand sehr wesentlich für das Glück des Menschen. Aber seine Tendenz geht darauf, den Menschen auch in sittlicher Beziehung zu heben, und ohne ideale Weltauffassung ist ihm überhaupt Glück, Fortschritt, Civilisation unerreichbar.

Indem er unserer übercultivirten, nervenschwachen Welt die Einfachheit der Lebensweise mit hohem sittlichen Ernste immer wieder einschärft, widerlegt er auch, nicht blos theoretisch, sondern durch praktische Erfahrungen, die er an sich und Anderen und auf seinen ausgedehnten Reisen an ganzen Völkerstämmen gemacht hat, die jetzt landläufige chemisch-mechanische Ernährungstheorie. Nach dieser mehr oder weniger materialistischen Stoffwechseltheorie verlangt der menschliche Körper täglich ein bestimmtes Quantum an Eiweissstoffen, an Kohlehydraten usw., was dann ein bestimmtes Quantum von Fleisch oder gleichwerthigen Nährstoffen fordert. Nun zeigt der Vf., dass ganze Völkerschaften und ganze Volksklassen ohne alle Fleischspeisen bei einfacher Pflanzenkost sich wohl befinden, körperlich sich gut entwickeln und schwere Arbeiten verrichten. Er redet sogar dem Fasten, mit systematischen Hungerkuren das Wort, und

erzielt in seiner Praxis damit günstige Erfolge. Selbst schädliche Einflüsse nimmt er als Heil- und Stärkungsmittel für den Organismus in Anspruch. Er geht von der nicht zu leugnenden Thatsache aus, dass Kälte, Strapazen, Leiden, manchmal selbst Krankheiten günstig auf den Organismus wirken, kraft einer Reaction, welche jedem lebendigen Wesen schädlichen Eingriffen gegenüber eigen zu sein scheint. Er ist nämlich der Ansicht, dass auf dem organischen und insbesondere dem geistigen Gebiete das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht gilt, sondern die lebendige geistige Kraft einer Vermehrung fähig ist. Für diese Anschauung, welche auch Ref. theilt, hätte er sich ausser den von ihm citirten Autoren auch auf einen hervorragenden Forscher und Denker, W. Wundt, berufen können, der in der „schöpferischen Synthese“ bereits in der Sinnesthätigkeit bei der Bearbeitung der Empfindungen zu Vorstellungen, noch mehr in dem Culturfortschritt der Menschheit eine Verstärkung und Vermehrung des Lebens annimmt. Eine Schöpfung aus Nichts, welche Volkelt darin finden wollte, braucht man damit durchaus nicht anzunehmen; Seeland findet die neuen Kräfte in der Einrichtung des Weltalls bereits beanlagt; besser würde er sagen: Das Gesetz von der Constanz der Energie gilt nur von der Körperwelt, die keine neue Bewegung aus sich schaffen, noch aus sich solche verlieren kann. Geistige, überhaupt lebendige Wesen haben ausser den actuellen Thätigkeiten noch Kräfte, Potenzen, welche unter dem Einflusse ihrer entsprechenden Objecte einer Unendlichkeit von Kräfteentwicklung fähig sind.

Die antimaterialistische Richtung des Vf.'s zeigt sich auch darin, dass er nicht blos von der körperlichen Disposition, sondern auch in hervorragender Weise vom Temperamente das Lebensglück abhängig macht; seine eingehende Beschreibung und Eintheilung der Temperamente, welche von der herkömmlichen stark abweicht, beruht offenbar auf fleissiger Beobachtung und Sachkenntniss. Freilich tritt auch hier sein strenges Festhalten an der Verknüpfung des Geistigen mit dem Körperlichen zu tage. Er unterscheidet I. das neuropathische und zwar A. das erworbene und angeborene melancholische Temperament, B. das nervöse und C. das cholericische Temperament; II. das lymphatische oder schlaffe Temperament.

Andere Benennungen wie helles, negatives Temperament sind für sich verständlich. Eingehend behandelt er das Verhältniss des neuropathischen Temperamentes zu Geist und Charakter, seinen Einfluss auf das Leben, auf Weltanschauung, Kunst und Litteratur, ferner die daselbe begleitenden körperlichen Eigenschaften und die es unmittelbar bedingenden Anomalien des Nervenlebens. Selbst das angeborene Temperament ist von körperlichen Einflüssen nicht unabhängig; eine statistische Tabelle zeigt z. B., dass das Alter der Zeugenden auf das Temperament der Kinder nicht ohne Einfluss ist.

Ein besonderes Gewicht legt der Vf. auf eine ideale Weltauffassung, um Glück, Sittlichkeit und Fortschritt der Menschheit zu begründen: ohne Gott und Unsterblichkeit ist echte Humanität nicht möglich. Er führt auch einen für diesen Standpunkt recht annehmbaren Beweis für die persönliche Fortdauer nach dem Tode:

„Einer der Hauptgründe gegen die Annahme, dass die materialistische Weltanschauung den Bedürfnissen des Menschen entsprechen könne, besteht meines Erachtens in den Folgerungen, die sich aus seinem Liebesbedürfniss ergeben. Je höhere Stufen der Sittlichkeit ein Mensch erklimmen, desto stärker fühlt er den Verlust eines geliebten Wesens. Da aber eine immer ansteigende Sittlichkeit nicht nur als leitendes Princip dastehen muss, sondern der sittliche Fortschritt sich theilweise sogar von selbst als eine Folge von erduldeten Prüfungen einfindet, so müssten also dem Menschen, welcher an keine Fortdauer nach dem Tode glauben würde, in dem Maasse seiner Vervollkommnung, immer grösser werdende Leiden bevorstehen, und es bleiben ihm gegenüber einer solchen unerbittlichen Naturnothwendigkeit nur zwei Wege offen: entweder er müsste das ganze Leben verfluchen, also dem Pessimismus sich in die Arme werfen, oder auf alle Weise suchen, jeglichen Liebesbanden zu entgehen, was also gleichbedeutend mit sittlichem Rückschritt, mit Abstumpfung wäre, der obendrein sicherlich eine Ergebung an sinnliche Lüste folgen würde. Der Schmerz eines religiös angelegten Menschen hingegen veredelt sich allmählich in Hoffnung, infolge dessen er, selbst wenn ihm das liebendste Herz zu theil ward, sich leichter in den neuen Zustand zu finden vermag, als ein Ungläubiger, dessen Liebesbande schwächer gewesen sein könnten.“

Im grossen und ganzen müssen wir den Ausführungen des Vf.'s unsere Anerkennung zollen, sie sind stellenweise ganz originell und wahrheitsgetreu zugleich: indes halten wir in praktischer Beziehung seine Vorschläge zur Besserung der Lage der Menschheit nicht allweg für praktisch genug, wir können hierin seine zu optimistischen Ansichten nicht ganz theilen.

Er hat ja principiell ganz recht, wenn er verlangt, die Wissenschaft solle nicht so sehr darauf ausgehen, neue Hilfsmittel gegen die Nöthen und für die Bedürfnisse und den Comfort des Lebens zu schaffen, sondern den Organismus selbst erstarcken zu lassen, wenn er der Erziehung dringend die Aufgabe einschärft, die Kinder vielmehr an Entbehrungen zu gewöhnen usw. Aber thatsächlich wird das Geschlecht immer hilfsbedürftiger und immer weniger geneigt, auf Genuss zu verzichten. Wir können auch die Reactionskraft des Organismus gegen Leiden und Entbehrungen nicht so weit ausdehnen als der Vf. thut. Selbst im Leben des Individuums wirken die schädlichen Eingriffe häufiger vernichtend als fördernd; dass aber Leiden der Eltern später eine wohlthätige Reaction in den Kindern bewirken sollten, oder der Ausfall von Männern in Kriegszeiten durch zahlreichere Knabengeburt kraft jener Reaction gedeckt werden sollten, was S. mit v. Oettingen annimmt, ist doch ganz unglücklich.

Sehr wohlthuend berührt der hohe sittliche Ernst, mit welcher der Vf. gegen die Genussucht der civilisirten Welt, insbesondere auch gegen

den Leichtsinne im geschlechtlichen Leben sowohl ausser als in der Ehe auftritt, aber eine Mässigung und Enthaltbarkeit, wie er sie fordert, ist schlechterdings nicht zu erreichen, und wohl auch zum Wohle und Gesundsein der Menschen nicht in dem Maasse erforderlich.

Was er gegen den Tabakgebrauch sagt, kann ohne Einschränkung wohl zugegeben werden. Die Statistik beweist die Schädlichkeit desselben zahlenmässig. Dass er die geistigen Getränke ganz verbannt, oder nur auf Krankheitsfälle eingeschränkt wissen will, dürfte auch noch hingehen. Schon weniger begründet ist die Beseitigung auch des Thees, des Kaffee, der Chocolate. Wenn er aber auch den Fleischgenuss verurtheilt, und schliesslich die streng vegetarische Lebensweise als das Zukunftsideal der Menschheit darstellt, so können wir ihm darin nicht beistimmen. Es zeugt ja von einem sehr edlen Gemüthe, was er von der Verrohung des Thierschlachtens, von dem Jagen und Töden des Wildes aus Vergnügen, von der völligen Taubheit vieler Menschen gegen Schmerzen und Todesqualen der Thiere sagt: dass aber das Gefühl des Mitleids, welches jetzt nur noch keimhaft vorhanden sei, dereinst sich soweit entwickeln werde, um den Menschen auf blose Pflanzenkost anzuweisen, ist nicht zu erwarten. Die einfache Noth verhindert es. Wenn beispielsweise der Vf. meint, das Leder könne auch von schädlichen Thieren, von gefallenem Vieh oder selbst dereinst auf künstlichem Wege gewonnen werden, so sieht Jedermann ein, dass mit diesen Vorschlägen den menschlichen Bedürfnissen nicht geholfen ist.

Durchaus praktisch ist die Forderung, zur Erhaltung und Förderung der Nervenkräfte kalte Bäder täglich zu gebrauchen, Muskelarbeit zu verrichten, den Müsiggang zu fliehen, viel in frischer Luft sich aufzuhalten; aber wenn diese Forderung dahin specialisirt wird: der Tag solle bei Studirenden zur Hälfte auf geistige und zur Hälfte auf körperliche Arbeit vertheilt werden, so scheint uns dies praktisch unausführbar.

Viel verspricht sich der Vf. von einer Aufnahme der Hygiene unter die Unterrichtsfächer: aber was wirklich aus der Gesundheitslehre feststeht, kann in einigen Stunden absolvirt werden: nicht am Wissen mangelt es, sondern am Wollen und Können. Die fortschreitende Genussucht verlangt immer naturwidrigere Genussmittel und die Verschlechterung der socialen Verhältnisse macht Vielen eine gesündere Lebensweise unmöglich. Dagegen stimmen wir ihm vollkommen bei, wenn er von der Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechtes nach Austritt aus dem zarten Kindesalter verlangt: „Kühlere Luft, ein härteres Bett, weniger warme, aber den Körper nicht verstümmelnde Kleidung, häufige kühle Bäder, ernstere und zwar doppelseitige Arbeit, endlich Uebung im Bezähmen der sinnlichen Begierden und Einfachheit der ganzen Lebensweise.“

Der logische Algorithmus in seinem Wesen, in seiner Anwendung und in seiner philosophischen Bedeutung. Von Jos. Hontheim, S. J. Berlin, Dames. 1895. gr. 8^o. V, 54 S. *№. 2.*

Der logische Calcul findet seit den grundlegenden Arbeiten von George Boole (1854) nicht nur in den englisch sprechenden Ländern (Jevons, Peirce), sondern auch bei uns Deutschen immer grösseren Anklang. Ernst Schröder's „Vorlesungen über die Algebra der Logik“ (Leipzig, 1890—1891) bezeichnen entschieden einen grossen Schritt vorwärts in der Richtung des logischen Algorithmus. Um so mehr ist es zu verwundern, dass sich die Engländer und Amerikaner, soweit ich aus den litterarischen Besprechungen englischer Zeitschriften ersehen konnte, für dieses epochemachende Werk mehr interessirten, als die Deutschen. Wenn Referent bisher dem logischen Algorithmus als einer unnützen Tändelei kühl, fast ablehnend gegenüberstand, so bekennt er jetzt gerne, durch die lichtvollen und schlagenden Ausführungen des Verfassers zu einem milderen Urtheil gestimmt worden zu sein. Nicht als ob er glaubte, dass nunmehr auf grossartige Neuentdeckungen und Umwälzungen zu rechnen wäre, welche die von Aristoteles ausgebildete Logik umzustürzen oder auch nur wesentlich zu verbessern im stande wären — denn die Logik ist so unveränderlich wie die Gesetze des Denkens, — sondern der logische Calcul kann unter Umständen pädagogischen Zwecken, z. B. bei der Einübung der Regeln über die Conversion und Opposition der Urtheile, ebenso gute und noch bessere Dienste leisten, wie die Veranschaulichung logischer Verhältnisse mittelst concentrischer und excentrischer Kreise. Ganz unschätzbare Vortheile gewährt er aber dort, wo verwickeltere logische Functionen zu behandeln sind, z. B. die Constructionen der Contradictorien eines vielfach zusammengesetzten Satzes, oder die logische Durchmusterung einer naturwissenschaftlichen Hypothese bei zahlreichen störenden Factoren (Meteorologie, Physik, Chemie).

Der gelehrte Verfasser hat sich indessen nicht damit begnügt, den logischen Algorithmus nach bewährten Autoren summarisch darzustellen, sondern war auch bemüht, auf den einmal gelegten sicheren Grundlagen das System auszubauen und weiterzuführen. Er hat ein neues Kapitel über die „Evolution und Reduction der Summen“ eingefügt und selbständige neue Beweise für schon bekannte Lehrsätze aufgefunden, so einen Weg zeigend, wie der Logik-Calcul zu immer höherer Vollendung gebracht und auch für praktisch greifbare Ergebnisse nutzbar gemacht werden kann.

Was Verfasser über „den wissenschaftlichen Werth des logischen Algorithmus“ (S. 55 ff.) bemerkt, muss übrigens jeder nüchtern Denkende bedingungslos unterschreiben. Die Warnung vor Uebertreibungen des Werthes und der Aussichten dieses neuen Rechnungsverfahrens auf

logischem Gebiete war sicher am Platze, wenn wir gewahren, dass über-eifrige Enthusiasten in unbewusster Förderung der modernen Denkfaulheit allmählich darauf hindrängen, die Arbeit des Denkens durch eine Art Mechanik des Denkens zu ersetzen. Es gereichte mir zur besonderen Genugthuung, in der Frage der „logischen Maschinen“ den Verfasser mit den Ausführungen übereinstimmen zu sehen, welche ich im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift (Jahrgg. 1888, S. 481 f.) veröffentlicht hatte.

Münster i. W.

Dr. J. Pohle.

Zur neuern Geschichte der Entwicklungslehre in Deutschland.

Eine Antwort auf Wilh. Haacke's „Schöpfung des Menschen“
 Von E. Wasmann S. J. (Sonderabdr. aus „Natur u. Offenbarung“
 42. Bd.) Münster i. W. Druck und Verlag der Aschendorff'schen
 Buchhandlung. 1896. II, 100 S. *M.* 1,50.

Ueber das Buch Haacke's: „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale“, war seiner Zeit in zwei Beilagen der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ Jahrg. 1896 Nr. 21 u. 22 eine Recension aus der Feder von H. Buchner erschienen, worin der Referent im wesentlichen günstig und zustimmend sich ausgesprochen hat, indem er im Beginn des zweiten Artikels sagt, Haacke's Buch ziele bewusst auf ein Verknüpfen der Ergebnisse der Naturwissenschaft mit den letzten Problemen der menschlichen Vernunft, und es sei ein hoffnungsvolles Zeichen für unsere Zeit, dass ein solcher Versuch von einem Zoologen, einem Entwicklungsforscher, der auf dem Boden der Descendenztheorie steht, unternommen wird.

Dieser Referent scheint demnach der Ansicht zu sein, dass ein Zoologe ganz besonders dazu ausgerüstet sei, die Ergebnisse der Naturwissenschaften mit den letzten Problemen der menschlichen Vernunft zu verknüpfen. Dieser Ansicht können wir nicht beistimmen, und auch der Autor der vorliegenden Kritik des Haacke'schen Buches ist hierin ganz anderer Meinung. Wasmann sagt nämlich (S. 6):

„Es ist in der That ein hohes Ziel, das Haacke in diesem Buche sich vorgesteckt hat. Es handelt sich um eine Frage, welche die höchsten und heiligsten Interessen der ganzen Menschheit betrifft, um eine Frage, die nicht bloß einseitig vom zoologischen Standpunkt aus behandelt werden darf, sondern zu deren Lösung auch gediegene philosophische und theologische Kenntnisse gehören, von deren Besitz wir bei dem ehemaligen Director des Frankfurter Thiergartens bisher keine Kunde hatten.“

Zwar ist auch der Autor des erwähnten Artikels in der „Allgemeinen Zeitung“ nicht in allen Punkten mit Haacke einverstanden, namentlich nicht mit der Art und Weise, wie der letztere in seinem Buche den Begriff des Gleichgewichtes anwendet, um mit Hilfe desselben den ganzen

Entwicklungsprocess der Natur bis hinauf zur Entstehung der menschlichen Ideale zu deduciren und zu erklären. Am bezeichneten Orte der „Allg. Ztg.“ (Beilage 22 S. 4) wird hiegegen bemerkt:

„Im grossen und ganzen erscheint das Streben nach Gleichgewicht — als eine viel zu allgemeine Idee, als eine rationalisirende Ansicht von der Natur, die uns vielleicht bis zu einem gewissen Grade zu befriedigen vermag, die aber doch im einzelnen zu wenig leistet, als dass wir imstande wären, aus ihr irgend welchen Gewinn für unsere Einsicht in speciellen Fragen zu entnehmen.“

Jedoch viel gründlicher und schlagender als der Recensent der „Allg. Ztg.“ ist Wasmann in seiner Kritik verfahren; er hat die gänzliche Verfehltheit dieses Versuches, vom Standpunkt eines mechanischen Monismus aus Religion und Wissenschaft zu versöhnen, nachgewiesen. Die Kritik, welche Gutberlet in seinem Werke: „Der mechanische Monismus“ gegen den mechanischen Monismus angewendet hat, wird hier speciell an demselben Monismus, wie er in Haacke's Schrift auftritt, geübt. Es wird insbesondere gezeigt, dass der aus der Mechanik entlehnte Begriff des Gleichgewichtes und das von Haacke überall angewendete Gesetz des Strebens nach Gleichgewicht durchaus nicht geeignet seien, die Entwicklung der organischen Welt, oder gar, wie Haacke meint, den Entwicklungsprocess der Menschheit und ihrer Ideale, speciell der Religion und der Sittlichkeit, daraus abzuleiten und zu erklären.

Wasmann hebt insbesondere auch die Sonderbarkeiten und Selbstwidersprüche hervor, zu denen Haacke durch seinen mechanistischen und einseitig zoologischen Standpunkt geführt wird. Ein solcher Widerspruch ist es z. B., wenn Haacke einerseits erklärt, dass der Organismus lediglich vom Standpunkt der Mechanik aus zu beurtheilen sei (Wasmann S. 28), andererseits aber zu einem psychologischen Erklärungsprincip, und zwar zu einem höchst sonderbaren seine Zuflucht nimmt, indem er allen Uratomen, aus denen die Körper bestehen, Beseelung, und der Schwefelsäure, wenn sie, ohne Widerstand zu finden, mit dem Kalk sich in's Gleichgewicht setzt, Lustempfindung zuschreibt (W. S. 65, Haacke S. 333).

Haacke entfaltet in seinem Buche eine ganz besondere Vorliebe für die Bildung neuer und zum theil höchst sonderbarer *Termini*. Von seiner eigenen Weltanschauung sagt er, sie könne bezeichnet werden als Homismus, als Pluralismus, als Phänomenalparallelismus, als Paraphänismus, endlich als transcendentaler Syndesmismus oder kürzer als Metasyndesmismus. — Etwas derb bemerkt hiezu der Kritiker (S. 96):

„Diese neue Weltanschauung . . . glauben wir am besten mit dem Namen »Confusionismus« bezeichnen zu können und Herrn Haacke dürfen wir wohl als Confusionisten bezeichnen, weil keine andere klare Bezeichnung sich für ihn finden lässt.“

Wasmann's scharfe und eingehende Kritik des Haacke'schen Buches leistet der christlichen Weltanschauung insofern einen Dienst, als dieselbe

das vollständige Fiasco der entgegengesetzten mechanistischen Welt-
erklärung an einem concreten Beispiele aufzeigt.

Dillingen.

Dr. Xav. Pfeifer.

Der ontologische Beweis für das Dasein des Absoluten. Versuch
einer Neubegründung mit besonderer Rücksicht auf das erkenntnis-
theoretische Grundproblem von Branislav Petronievics. Leipzig,
H. Haacke. 1897.

Die ganze Erkenntnistheorie dreht sich nach dem Vf. um die Frage,
ob es überhaupt analytische Existentialsätze gibt. Gibt es aber solche
analytische Existentialsätze, dann ist nicht nur der reine Empirismus,
sondern auch der kritische transscendental-idealistische Rationalismus
gerichtet, und es bleibt nur noch der realistische transscendentale Ratio-
nalismus. Nun gibt es wenigstens einen solchen analytischen Existential-
satz: die Position des Absoluten.

„Die Grund-, die Urbegriffe, die Urkategorien, die Elemente des Denkens
sind Position und Negation.“ „Die Denknothwendigkeit eines von ihnen kann
nur dann erfolgen, wenn beide ihren realen Inhalten nach in Beziehung gebracht
werden: nur also, wenn das Positive das Negative vollkommen ausschliesst und
umgekehrt, ist die Nothwendigkeit der Existenz des in ihnen ausgedrückten
Seinsinhalts gegeben. Nur dann also ist die Position oder Negation eines Seienden
nothwendig, wenn ihr Gegentheil unmöglich, d. h. sich selbst widersprechend ist.“
„Dies ist aber nur dann möglich, wenn sein Gegentheil von ihm so abhängig
ist, dass dasselbe selbständig gar nicht gedacht werden kann. Wollen wir dem-
nach die Denknothwendigkeit der Existenz der absoluten Position nachweisen,
so müssen wir die absolute Abhängigkeit der absoluten Negation von ihr nach-
weisen.“

Nachdem dies geschehen, führt nun der Vf. seinen Beweis zusammen-
fassend in folgender Weise:

„Die absolute Negation ist nur die absolute Negation der absoluten Position,
der ganze logische Inhalt dieses Begriffes besteht in reiner Negation, und die
Negation ohne Existenz einer Position, deren Negation dieselbe ist, gar nicht zu
denken ist.“ „Das absolute Nichts ist nur als Aufhebung, als absolute Negation der
absoluten Position zu denken, das Verhältniss dieser beiden Begriffe ist nicht ein
positiv-contradictorisches, d. h. ein solches, in dem der eine Begriff die Negation des
anderen ist und umgekehrt, sondern ein negativ-contradictorisches, d. h. ein solches,
in dem nur ein Begriff die Negation des anderen ist, so dass sein ganzer logischer
Inhalt nur in der Negation, nur in der reinen inhaltsleeren Negation des anderen
positiven Begriffes besteht, demnach rein secundär und vollkommen abhängig
von dem anderen positiven Begriffe ist und ohne Voraussetzung dieses Begriffes
jede logische Bedeutung verliert, demnach ein reiner Beziehungsbegriff ist, der ohne
fundamentum relationis nicht bestehen kann, dieses aber ohne ihn ganz gut
denkbar ist. Ist nun demnach die absolute Position nie vorhanden gewesen, so kann
auch von der Existenz des absoluten Nichts gar nicht gesprochen werden, da

dieses nur als Negation des absoluten Etwas, nur als Aufhebung dieser absoluten Position zu denken ist, also die Existenz des absoluten Etwas nothwendiger Weise, seiner reinen inhaltsleeren Natur nach voraussetzt. Da nun in Wirklichkeit nur entweder nichts oder etwas existirt . . . , das absolute Nichts aber, um existiren zu können, die Existenz des absoluten Etwas schon voraussetzt, so folgt daraus zunächst, dass ursprünglich in der Wirklichkeit nur etwas und nicht nichts existiren kann, dass das absolut positive Etwas und nicht das absolut-negative Nichts existiren muss. Da nun aber, wie gesagt, das absolute Etwas nie ins absolute Nichts übergehen kann, weil dieselben eben als negativ-contradictorische Sätze sich vollkommen, d. h. für ewig ausschliessen, so folgt daraus, dass das absolute Etwas, dass das Absolute ewig nothwendig existiren muss, d. h. dass das absolute Wesen als unaufhebbare Position nothwendiger Weise existiren muss. Hiermit haben wir das Grundproblem der Dialektik gelöst“

Der Vf. hält den alten ontologischen Beweis für plumpe Taschenspielererei; es will uns bedünken, dass dieser noch mehr sachliche Berechtigung hat als dieses neue rein dialektische Manoeuvre, in welchem gerade wie bei jenem Argumente von den Gedanken, der Position des Absoluten auf seine Existenz geschlossen wird, bezw. gedachtes und wirkliches Sein mit einander verwechselt werden.

Das absolute Nichts kann allerdings nicht gedacht werden ohne das Sein, dessen Negation es ist; aber es braucht das so gedachte Sein nicht zu existiren. Es muss ein Begriff des Seins gegeben sein, um die Negation desselben zu denken, aber das braucht nicht existirendes Sein, jedenfalls nicht absolutes Sein zu sein. Absolutes Nichts denke ich schon, wenn ich alles Sein wegdenke: alles Sein ist aber nicht identisch mit absolutem Sein. Es könnte ja dies alles Sein insgesamt ein relatives, contingentes Sein sein. Es lässt sich allerdings leicht zeigen, dass nicht alles Sein contingent sein kann, dies aber nicht auf ontologischem Wege, sondern nach dem Satze vom hinreichenden Grunde, der verbietet, nicht Alles von Anderem abhängig zu machen.

Das ontologische Argument des Vf.'s operirt lediglich mit Bedingungsätzen oder Disjunctionen: Wenn die absolute Position sein soll, kann keine absolute Negation sein und umgekehrt. Nun ist aber bekannt, dass, wenn dazu nicht ein kategorischer Untersatz kommt, ein Schluss nicht möglich ist. Freilich, wenn die absolute Negation bestehen sollte, könnte die absolute Position nicht bestehen, d. h. es könnte überhaupt kein Sein existiren. Wenn man nun nicht aus der Erfahrung die Existenz wenigstens einigen Seins entnehmen kann, hat jener Obersatz gar keinen reellen Werth, er ist kaum mehr als eine selbstverständliche triviale Tautologie.

Aber selbst die Consequenz jenes rein aprioristischen logischen Schlussverfahrens zugegeben, folgte doch nur die Existenz von Seiendem überhaupt, nicht von einem absoluten Sein, wie ja der Vf. auch thatsächlich sein Absolutes als Alleines „eine einheitliche Vielheit, ein Vieleiniges“ nennt. Damit ist aber erstens einerseits für die Existenz Gottes gar

nichts gewonnen, im Gegentheil, der Pantheismus würde sich *a priori* als allein denkbare Weltauffassung ergeben, anderseits ist die Annahme eines Absoluten, das nicht näher bestimmt wird, ob Gott oder Welt, so metaphysisch nothwendig und so leicht zu beweisen, dass man dazu so langer Spiegelfechtereien nicht bedarf. Nämlich der Schluss ist evident: Es existirt etwas. Es kann aber nicht alles contingent sein, also muss ein Absolutes existiren.

Fulda.

Dr. Gutberlet.

Grundzüge der Metaphysik im Geiste des hl. Thomas von Aquin.

Unter Zugrundelegung der Vorlesungen von Dr. M. Schneid, bischöfl. Lyceumsrector in Eichstätt, herausg. von Dr. Jos. Sachs, Professor am kgl. Lyceum in Regensburg. Paderborn, Schöningh. 1896. VIII, 253 S. *Nb.* 3.

Das Buch ist zunächst bestimmt, für Vorlesungen, wodurch den Candidaten der Theologie die nöthigen Vorkenntnisse in der Philosophie vermittelt werden sollen, als Leitfaden zu dienen. Weil Logik und Ethik oder Naturrecht nicht einbezogen sind, trägt es mit Recht den Namen Metaphysik. So kommen die Ontologie, die Kosmologie, die Anthropologie und die natürliche Theologie der Reihe nach zur Behandlung. Unser Leitfaden vertritt im allgemeinen durchgehends jene Ansichten, die in den katholischen Schulen als die gewöhnlichsten gelten, und schliesst sich dabei, wie schon auf dem Titelblatte bemerkt ist, sozusagen Schritt für Schritt an den englischen Lehrer an. Dabei ist alles systematisch angeordnet und mit wohlthuender Uebersichtlichkeit und Klarheit dargestellt. Neues zu bieten oder das philosophische Wissen im Vergleich zu allen bisherigen Leistungen zu vertiefen, war nicht die Absicht des Herausgebers; für den Zweck, der in Aussicht genommen wurde, ist das Buch gewiss sehr geeignet.

Dass der Fachmann bei Durchblätterung eines Leitfadens hin und wieder auf Stellen kommt, wo er entweder mit der Sache selbst nicht vollkommen einverstanden ist oder eine tiefere und ergiebigere Darlegung wünschen möchte, ist selbstverständlich. — Nicht deshalb, um Kritik zu üben, sondern um dieser Besprechung grösseren Nutzen zu verleihen, lassen wir ein paar Bemerkungen folgen. S. 45 heisst es: „Ein Aristoteles und Thomas von Aquin durchlebten in ihrem kurzen Leben mehr Zeit, als andere Menschen in demselben Zeitraum.“ Nach unserem Dafürhalten ist diese Ausdrucksweise nicht ganz richtig. Man kann nämlich allerdings sagen: Das Leben dieser Männer war gehaltvoller als das Leben der meisten Zeitgenossen; aber dass ihre Wochen und Jahre zeitlich länger oder grösser gewesen wären als die Wochen oder Jahre anderer

Menschen, ist eine unrichtige Behauptung. — Bei der Frage nach der Möglichkeit der Bilocation sollte man unseres Erachtens auch auf wohlbeglaubigte Wunderberichte im Leben mehrerer Heiligen (vgl. Brev. Rom. die 2. Aug. lect. 6.; Perrone, Praelectiones theol. de virtute religionis p. 420) oder wenigstens auf die eucharistische Gegenwart des Leibes Christi auf Erden im Vergleich zu dessen natürlicher Gegenwart (praesentia naturalis et circumscriptiva) im Himmel Rücksicht nehmen. Das ist bei Besprechung dieses Gegenstandes, der wohl zu den schwierigsten gehört, nicht geschehen. Daher begegnet uns der Satz: „Was vom Orte begrenzt und gemessen wird, kann nicht zugleich ausserhalb seiner Grenzen und seines Ortes sein.“ (S. 83.) Diesem Satze gegenüber stellen wir die Frage: Wird der Leib Christi im Himmel nicht trotz seiner Verklärung wahrhaft vom Orte begrenzt und gemessen? Dennoch befindet sich dieser nämliche Leib auch wahrhaft im Tabernakel einer bestimmten Kirche; und dieser Tabernakel sammt dem dort eingeschlossenen Leibe Christi steht wahrhaftig ausserhalb jenes Ortes, der im Himmel den Leib des Gottmenschen umgrenzt. — S. 190 ist zu lesen: „Die Form ist über Zeit und Raum erhaben.“ Da müssen wir wieder eine Gegenfrage stellen. Werden die Engel von den Scholastikern und namentlich von der Thomistenschule nicht allgemein den Formen beigezählt? und sind dieselben, richtig gesprochen, über Zeit und Raum einfachhin erhaben? Dann könnte die Dogmatik nicht mehr lehren, dass die Engel von Gott in der Zeit geschaffen wurden und sich gelegentlich von Ort zu Ort bewegen. Doch genug. — Zum Schlusse noch eine Bemerkung: Wir glauben, es dürfte sowohl den Professoren, die diesen Leitfaden benützen, als auch den Studirenden erwünscht sein, wenn neben dem hl. Thomas mitunter auch auf einschlägige Schriften anderer Denker verschiedener Zeiten und Richtungen verwiesen würde.

Das Lehrbuch der Metaphysik für Kaiser Joseph II. Verfasst von P. Jos. Frantz, weil. Director der Univ. Wien etc. Zum ersten Male nach dem Originale herausgegeben und philosophiegeschichtlich erläutert durch Fr. Thomas M. Wehofer, O. P. Paderborn, Schöningh. 1895. 168 S.

Das Werk besteht aus mehreren ziemlich ungleichartigen, aber doch zusammengehörigen Stücken, wie nachstehende Inhaltsangabe zeigt. I. Das Manuscript in diplomatisch getreuer Wiedergabe. S. 1—51. — II. Inhalt des *Tractatus metaphysicae*. S. 52—55. — III. Gedankengang und Eintheilung desselben. S. 56—94. — IV. Die philosophiegeschichtliche Bedeutung dieser Leistung. S. 95—167. Der letzte Abschnitt, der neben der Veröffentlichung des Manuscriptes am meisten Aufmerksamkeit ver-

dient, gliedert sich wie folgt: 1^o Die philosophische Facultät der Wiener Universität und die Jesuiten. 2^o Die französische Modephilosophie. 3^o Erzherzog Joseph und die Philosophie. 4^o Zur Charakteristik des Philosophen P. Frantz. 5^o Die vorcartesianischen Denker im *Tractatus metaphysicae*. 6^o P. Frantz und der Cartesianismus. 7^o P. Frantz und die nachcartesianischen Philosophen. 8^o Der *Tractatus metaphysicae* und die Geschichte. — Unseres Erachtens wäre bei dieser Anlage des Buches auch eine kurze Lebensskizze des P. Frantz am Platze gewesen.

Die philosophiegeschichtlichen Erörterungen sind recht belehrend und können allseitiges Interesse in Anspruch nehmen; wir glauben jedoch, das Urtheil über P. Frantz und seine Ordensgenossen hätte in dem einen oder anderen Punkte etwas milder ausfallen dürfen.

Bezüglich der Wiedergabe des Manuscripts können wir eine kleine Bemängelung nicht unterdrücken. Dasselbe weist der Wiedergabe zufolge offenbar manche Schreibfehler auf. So sollte es beispielsweise S. 47 vierte Zeile von unten (vgl. S. 155) offenbar anstatt „cur essent“ vielmehr „curae essent“ heissen. Die Billigkeit gegen den Verfasser und die Bequemlichkeit des Lesers hätte es gefordert, solche Fehler in beigegebenen Klammern zu verbessern.

Die Denkrichtung des P. Frantz und den Werth seiner Arbeit kennzeichnet P. Wehofer in folgender Weise: „Aus zwei deutlich unterschiedenen Elementen setzt sich im grossen und ganzen das philosophische System unseres Auctors zusammen: aus der nach Leibniz-Wolff zum theil modificirten Scholastik einerseits, aus dem Cartesianismus anderseits. Erstere Richtung brachte er aus der im Jesuitenorden empfangenen Erziehung mit; die letztere ist auf seine damalige Stellung in Wien und auf die ganz eigenthümlichen Verhältnisse, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zutage traten, zurückzuführen.“ (S. 96.) Doch lassen wir, um die Arbeit des P. Frantz genauer zu kennzeichnen, ein paar Stichproben aus derselben folgen. Die Bestimmung des Substanzbegriffes lautet also: „Substantia vel est ens purum sine omni modificatione, quale praeter Deum in creatis non datur, nisi abstractivae; vel est ens compositum acceptum cum ea modificatione, quae compositi essentiam constituit.“ (S. 29.) Die Verbindung von Leib und Seele im Menschen soll folgender Satz zeichnen: „Commercium animae et corporis in ea utriusque substantiae coniunctione constituitur, qua animae vis motrix vere et proprie in corpus influit illudque movet, et vicissim corporei motus, undecumque provenientes animam vere afficiunt; etsi enim modus, quo Omnipotentia supremi authoris tam diversas naturas ad mutuum hunc influxum alligavit, omnino nos lateat, effectus tamen mutuae coniunctionis quotidiana omnium experientia et conscientia confirmatur.“ (S. 42.)

Die Eigenthumsfrage im klassischen Alterthum. Von Professor Dr. Thill. Luxemburg, Bück. 1892.

Das vorgenannte Werk über die Eigenthumsfrage im klassischen Alterthum gliedert sich in drei Theile. Im ersten Theile — der Einleitung der Arbeit — will der Vf. die Eigenthumsfrage als die „Cardinalfrage der Gegenwart“ darthun. Er geht davon aus, dass die sociale Frage alle anderen Fragen unserer Zeit an Interesse und Bedeutung weit überrage, einmal ihrer Ausdehnung wegen, weil sie alle Völker und alle einzelnen Stände derselben umfasse, dann aber ihrer inneren Tragweite wegen, weil die Grundpfeiler der ganzen Gesellschaft, Religion, Familie, Staat und Eigenthum erschüttert zu werden drohen. Die gegenwärtige Gesellschaft zeigt intellectuelle, sittliche und wirthschaftliche Verkommenheit. Die Thatsachen, die der Vf. dafür anführt, bieten ein erschreckendes Bild, wenn es uns auch scheinen möchte, dass zur Kennzeichnung dieses Niederganges die Farben zu schwarz aufgetragen seien. Je rückhaltloser und offener wir die wirklich vorhandenen Misstände anerkennen, um so mehr sollen wir uns aber doch auch hüten, die Kenntniss und Beurtheilung derselben nur der Darstellung jener zu entnehmen, die ein Interesse daran haben, diese Misstände möglichst schwarz zu zeichnen, oder solchen, die indifferent und ungläubig ohne den Maasstab der göttlichen Vorsehung die Arbeiten und Leiden des Lebens niemals begrifflich finden werden.

Als Retter der Gesellschaft aus der Tiefe des Verderbens erscheint nun der Socialismus. Er will das Proletariat aus seinem Elende befreien, aber nur dann, wenn es mit ihm einstimmt, eine ganz neue Weltordnung einzuführen und die bisherigen Stützen der Gesellschaft, Religion, Familie, Staat und Eigenthum preiszugeben. An Stelle der Religion soll die materialistische, pantheistische Weltanschauung treten, an Stelle von Ehe und Familie die freie Liebe, an Stelle des Staates die producirende Gesellschaft, an Stelle des Privateigenthums der Communismus. Als Grundübel allen Elendes erscheint ihm aber das Privateigenthum. Nach der Philosophie des Socialismus gibt es nämlich keine unwandelbaren Begriffe und Grundsätze, keine ewigen Gesetze, alles ist vielmehr in steter Entwicklung begriffen. Für die Gesellschaftsordnung hängt aber diese Entwicklung von der Güterproduction und nächst dieser von dem Austausch der Producte ab. Diese geben deshalb auch den einzigen Grund für die religiösen, sittlichen und politischen Zustände ab. Die wirthschaftlichen Verhältnisse richten sich nicht nach den philosophischen Anschauungen, religiösen und politischen Einrichtungen, sondern bringen umgekehrt dieselben hervor. Fällt deshalb das Privateigenthum, welches die Grundlage der gegenwärtigen Wirthschaftsverhältnisse bildet, so fallen mit ihm ganz von selbst die Einrichtungen, die sich auf ihm und zu seinem Schutze gebildet haben: Religion, Familie und Staat. So ist in

der That die Eigenthumsfrage zum Ausgangs- und Krystallisationspunkte der ganzen socialen Frage geworden.

Nachdem der Vf. darauf hingewiesen, dass man schon in früheren Jahrhunderten scharfe Angriffe auf das Privateigenthum finden könne (die Utopie von Thomas Morus, *Télémaque* von Fénelon u. a.), dass diese Angriffe aber im gegenwärtigen Jahrhundert sich in's ungemessene gesteigert haben, geht er zu seiner eigentlichen Aufgabe über, einer apologetisch-geschichtlichen Behandlung der Eigenthumsfrage bei den klassischen Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern.

Der Socialismus geht nämlich in seinem Ansturme gegen das Privateigenthum davon aus, dass das Ureigenthum aller Völker Gemeineigenthum gewesen sei, und dass die hehrsten Gestalten der Vergangenheit, die edelsten und hochherzigsten Männer aller Jahrhunderte gegen das Privateigenthum Einspruch erhoben hätten. Die Lösung der socialen Frage ergebe sich deshalb ganz einfach aus der Rückwandlung des Privateigenthums in Collectiveigenthum. Th. will diese Behauptung für das klassische Alterthum als unzutreffend nachweisen und führt seine Aufgabe mit grosser Sachkenntniss, philologischer Genauigkeit, lebendiger zum theil rhetorischer Entwicklung durch.

Der erste Abschnitt des geschichtlichen Theiles behandelt das Ureigenthum der beiden Völker. Keine geschichtliche Thatsache legt die Annahme von Collectiveigenthum nahe. Zwar berichten einige Schriftsteller von ursprünglichem Gemeineigenthum, setzen dieses aber entweder in eine Zeit der niedrigsten Culturstufe, oder zeichnen diese Zeit, das „goldene Zeitalter“, in solchen Farben, dass sie unwillkürlich an den paradiesischen Zustand erinnert, als die Menschen noch in ursprünglicher Heiligkeit und Gerechtigkeit im Paradiese lebten. Beides trifft aber für die beiden klassischen Völker des Alterthums nicht zu. Denn Pelasger und Italiker erscheinen bei ihrer Einwanderung in Griechenland bezw. Italien schon als Ackerbauer, also auf einer höheren Stufe, als die Schriftsteller annehmen. Erkennen wir aber in der Darstellung des „goldenen Zeitalters“ einen Nachklang an die Offenbarung über den paradiesischen Zustand, mit dem thatsächlich Gemeineigenthum vereinbar gewesen wäre, aber nicht hätte verbunden sein müssen, so erkennen wir beide Völker bei ihrer Einwanderung als längst von dieser sittlichen Höhe herabgesunken.

Lässt sich im grauen Alterthum nichts für einen ursprünglichen Communismus anführen, so steht das Privateigenthum in der geschichtlichen Zeit zweifellos fest. Th. führt diesen Beweis zunächst für die Griechen negativ, indem er Einrichtungen, die man als Communismus hinstellen will, als ungeschichtlich zurückweist, dann aber in positiver Weise, indem er darlegt, dass alle Schriftsteller bis hinauf in die frühesten Jahrhunderte der griechischen Geschichte von Privateigenthum berichten,

und die öffentlichen Einrichtungen dasselbe voraussetzen. Zu demselben Resultate kommt er bei den Römern, indem er selbst Mommsen gegenüber die Behauptung zurückweist, dass bei Gründung der Stadt alles Grundeigenthum *ager publicus* gewesen sei.

Am meisten Interesse bietet wohl der Abschnitt über „die Gütergemeinschaft und das Privateigenthum in der griechischen und römischen Litteratur.“ Im Mittelpunkte der Untersuchung steht der „Staat“ von Plato, in dem der Communismus verherrlicht sein soll. Im „Staat“ hat Plato dem Communismus wirklich das Wort geredet. Wie aber ist der grosse Philosoph, der nach des hl. Augustin Worten dem Christenthum am nächsten steht, dazu gekommen? Verschiedene Erklärungen liegen dafür vor. Der Vf. weist die Ansicht Schmelzer's, der darin nur einen Scherz sehen will, als vollkommen unerwiesen ab; die Ansicht, den „Staat“ nur als Utopie, ein unausführbares Phantasiebild zu fassen, lässt sich nicht halten. Auch damit ist nichts gewonnen, den „Staat“ als ein ausschliesslich ethisches Werk zu betrachten, in welchem die politischen Erörterungen nur als Ausschweifung behandelt seien. Noch weniger kann man annehmen, dass Plato in seinem Werke nur die Anschauung des Sokrates habe zur Darstellung bringen wollen, weil man das dann sicher bei der Anklage des Letzteren verwerthet haben würde. Nachdem der Vf. auch noch die Ansicht Hermann's, der in dem „Staate“ Plato's nur eine Nachahmung des spartanischen communistischen Staatswesens sieht, angeführt, schon vorher aber durch seinen Nachweis, dass in Sparta überhaupt kein Communismus bestanden, als haltlos dargelegt hat, auch die Behauptung Hegel's berücksichtigt, der im „Staate“ nur die Hervorhebung der griechischen absoluten Staatsidee in ihrer vollen Schärfe gegenüber der Geltendmachung des Individuums sehen will, schliesst er sich der Ansicht Nohle's an.

Nohle erkennt im „Staate“ Plato's „eine politische Theorie, die auch politische Gründe und Principien voraussetze.“ Der Communismus, der hier gelehrt wird, ist aber weit verschieden von dem, wie ihn die modernen Communisten planen. Er soll blos beschränkt sein auf die Stadt Athen, und dazu nur auf eine bestimmte Classe der Bürger. Die Masse des Volkes, der eigentlich erwerbende Theil desselben, soll Privateigenthum behalten. Gerade deshalb soll aber dieser Theil des Volkes von der Regierung ausgeschlossen sein. Denn in der Verbindung der Erwerbsthätigkeit mit der Verwaltung des Staates erkennt Plato den Grundfehler der bestehenden Verfassungen und die Ursache des Verderbens, dem sie anheimgefallen. Erwerb und Regierung müssten deshalb getrennt werden, wenn die Quelle des Verderbens verstopft werden soll. An der Spitze des Staates sollen darum die Philosophen stehen. Sie sind die Wissenden, welche selbst die Gebote der Vernunft erkennen. Ihnen untergeordnet sind die „Wächter“, welche die ihnen von den Philosophen gebotenen

Wahrheiten erkennen, und im Auftrage derselben das Volk regieren. So gliedert sich Plato's „Staat“ in drei Theile, die genau seiner Dreitheilung der Seelenkräfte entsprechen, weil auch hier der *νοῦς* durch den affectvollen Willen, den *θυμός*, die niederen Seelenkräfte, das *ἐπιθυμητικόν*, beherrscht. Philosophen und Wächter sollen nun, um jeder Möglichkeit eines Misbrauchs ihrer Gewalt vorzubeugen, kein Privateigenthum besitzen. Plato glaubt, dass diese auch in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, in der Verwaltung des Staates, in der Uebung der Tugend hinreichend Ersatz finden würden für die Entbehrungen des Privatbesitzes. So sehr aber auch Plato den Communismus eingeschränkt hat, so muss er selbst doch noch später eingestehen, dass dieses Ideal für Menschen zu hoch sei. Noch schärfer geht aber sein grosser Schüler Aristoteles mit den Anschauungen des Lehrers in's Gericht, indem er dieselben als undurchführbar und mit den innersten Neigungen des Menschen im Widerspruch stehend erklärt.

Den Schluss des Werkes bildet eine klare, rechtsphilosophische Darlegung und Würdigung der verschiedenen Eigenthumstheorien. Das Buch bietet mehr, als der Titel sagt. Th. würde sich ein grosses Verdienst erwerben, wenn er auf Grund seiner ausgedehnten Kenntniss des klassischen Alterthums, seiner apologetischen Behandlung eine positiv geschichtliche Darstellung der Entwicklung des Privateigenthums, besonders bei den Römern, folgen liesse. Die Klarlegung der Gründe, welche die verschiedene Gestaltung beeinflussten, besonders aber der Zusammenhang zwischen Eigenthumsentwicklung und römischer Gesetzgebung, könnte in den socialen Kämpfen der Gegenwart Warnung, zugleich aber auch Wegweiser werden.

Fulda.

V. Thielemann.

Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst. Von Dr. Ant.

Kirstein, Prof. d. Phil. am bischöfl. Seminar zu Mainz. Paderborn, Schöningh. 1896. 8. VIII, 324 S. *M.* 4,80.

Wenn ein Recensent nicht eine besondere Vorliebe für strenge Kritik und Tadel hat, dann wird es ihm lieb sein, wenn ihm die Beschaffenheit eines zu besprechenden Buches viel mehr Grund zur Beistimmung und zum Lobe als zur Kritik darbietet. In dieser angenehmen Lage befindet sich Referent gegenüber dem oben bezeichneten Buche. Dasselbe ist zwar nur als „Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst“ bezeichnet, aber es sind darin doch alle Grundfragen der Aesthetik mit einer im wesentlichen zureichenden Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt. Auch die Darstellungsform stimmt zum Gegenstand, denn wie dieser das Schöne ist, so verdient auch die Darstellungsform unbeschadet der wissenschaftlichen Präcision auch das Prädicat der Schönheit.

In einer kurzen Einleitung werden Begriff, Aufgabe und Werth der Aesthetik erklärt und drei Theile unterschieden, deren erster von der Schönheit im allgemeinen, der zweite von der Schönheit in der Natur, und der dritte von der Schönheit an den menschlichen Kunstwerken handelt. Da der Autor am Schlusse des kurzen Vorwortes erklärte, er werde, wenn seine Skizze gefallen sollte, gerne bereit sein, dieselbe zu einem fertig gemalten Bilde zu vervollständigen, und diese gut gezeichnete „Skizze“ uns wirklich sehr gefallen hat, so gestatten wir uns, jene — nur wenigen und minderwichtigen — Punkte, wo uns eine Vervollständigung oder Verbesserung im Falle einer neuen Auflage angezeigt zu sein scheint, kurz zu bezeichnen.

Der erste Theil, der sich wieder in drei Abschnitte gliedert, handelt zuerst von den Voraussetzungen oder Requisiten der Schönheit, und es werden als solche bezeichnet: eine der Idee des Dinges entsprechende Vollkommenheit vor allem in der äusseren Erscheinung, angemessene Grösse mit einem angemessenen Krafteindruck, idealer Gehalt, ferner Einheit verbunden mit Mannigfaltigkeit, bei welcher letzterem Erforderniss auch die Proportionalität und der goldene Schnitt erwähnt werden. Im Anschluss hieran ist S. 23 von der Wohlgefälligkeit jener Tonverbindungen, deren Schwingungszahlen in möglichst einfachen Verhältnissen stehen, die Rede. Hier hätte jedoch bemerkt werden sollen, dass, wie Helmholtz gezeigt hat, nicht die Wahrnehmung oder Erkenntniss der Einfachheit jener Verhältnisse, sondern die Art und Weise, wie infolge jener Verhältnisse die Töne und Obertöne eines Intervalles zusammenwirken, der Grund jener Wohlgefälligkeit ist.¹⁾

Im zweiten Abschnitt des ersten Theiles werden die verschiedenen Modificationen der Schönheit aufgezählt und erklärt, und zwar erscheinen als Hauptmodificationen: die Erhabenheit, das Tragische und das Anmuthige; als besondere Arten des Erhabenen werden aufgeführt das Prächtige, Feierliche und Majestätische; und im Anschluss an die Erklärung des Anmuthigen werden als damit verwandte Modificationen das Reizende, das Niedliche und Liebliche besprochen. Hier nun vermisst Recensent eine systematische, auf den allgemeinen Begriff der Schönheit gegründete Classification der Modificationen der Schönheit. Durch eine bloß empirische Aufzählung, wie sie hier gegeben wird, ist weder die Vollständigkeit der Eintheilungsglieder, noch eine Einsicht in das Ver-

¹⁾ Vgl. Helmholtz, Vortrag über die physiologischen Ursachen der musikalischen Harmonie. Mach, Populärwissenschaftliche Vorlesungen. S. 46 sagt hierüber: „Wohl sind die einfachen Schwingungszahlenverhältnisse mathematische Merkmale der Consonanz und physikalische Bedingungen derselben, da hieran die Coincidenz der Obertöne mit ihren weiteren physikalischen und physiologischen Folgen gebunden ist. Allein eine physiologische oder psychologische Erklärung der Consonanz ist hiermit nicht gegeben.“

hältniss der Glieder zum eingetheilten Ganzen gegeben. Es fehlt auch wirklich ein Glied, nämlich jenes Schöne, welches Zeising als das Rein-Schöne bezeichnet hat.¹⁾ Zwar sind wir mit der Zeising'schen Ableitung und Bestimmung des Rein-Schönen nicht in allweg einverstanden, aber es gibt schöne Objecte, die unter keine der von Kirstein aufgeführten Modificationen sich stellen lassen, und für welche die Bezeichnung als Rein- oder Einfach-Schönes allein passend ist. Ein gelungenes Porträt z. B. eines wohlgebildeten Mannes, der keine besonders grossen Thaten vollbracht hat, wird weder den Eindruck des Erhabenen, noch des Tragischen, noch des Anmuthigen, auch nicht des Reizenden oder Lieblichen, sondern des Rein- oder Einfach-Schönen machen.

Als eine Glanzpartie des Buches darf wohl der vom Naturschönen handelnde Theil sowohl hinsichtlich des Inhaltes als der stellenweise schwungvollen Darstellung bezeichnet werden. Nach einigen Bemerkungen über das Naturschöne im allgemeinen werden zuerst die interessantesten Erscheinungen der elementaren und unorganischen, dann jene der organischen Natur, der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt geschildert, wobei der Autor allerdings sehr oft andere Autoren sprechen lässt, was wir jedoch nicht gerade als Fehler bezeichnen möchten. Es sind hierbei alle Hauptreiche der Natur, insoweit die ihnen angehörigen Objecte mit unbewaffnetem Auge sichtbar sind, berücksichtigt, die an Schönheiten ebenfalls sehr reiche mikroskopische Welt, worüber ‚Natur u. Offenbarung‘ Bd. 39 einen besonderen Artikel enthält, ist jedoch unbeachtet geblieben, und bei einer etwaigen neuen Auflage wären in den § 19, der die Schönheiten des Wassers in seinen verschiedenen Erscheinungsformen schildert, auch einige Worte über die theils lieblichen, theils erhabenen Schönheiten des krystallisirten Wassers, nämlich der Schneekrystalle und der Gletscherwelt noch einzuschalten.

Hinsichtlich des dritten Theiles, der von der Schönheit der menschlichen Kunstwerke handelt, kann Referent nur seine volle Zustimmung und Befriedigung aussprechen; als besonders interessant und gelungen möchte er bezeichnen die Beurtheilung und Vertheidigung des gothischen Baustiles (S. 146 ff.), dann die Verurtheilung des Nackten in Plastik und Malerei, und die Auseinandersetzung über Wesen und Wirkung des Tragischen und der Tragödie (S. 246 ff.).

Der Druck ist schön und sehr correct; ein Druckfehler ist uns wenigstens nicht aufgefallen.

Dillingen.

Dr. Xav. Pfeifer.

¹⁾ Aesthetische Forschungen. S. 163 f.